

Wo das Nichts regiert

In Calton sterben Männer viel früher als anderswo

von André Boße

Die Treble Two Bar ist eine muffige Kaschemme im Eastend von Glasgow. Generationen von Trinkern haben das Leder auf den Barhockern abgeschabt, es läuft Discomusik aus den Siebzigern. Am Tresen sitzen sechs Männer, die verwundert schauen, als an diesem Montagvormittag ein unbekanntes Gesicht erfolglos nach einem Kaffee fragt.

Iain ist um die 50, ein Mann mit teigigem Gesicht und schlechten Zähnen. Auf die Frage, ob es denn nichts zu tun gebe, an einem Werktag im Stadtteil Calton, sagt er: „Zeit spielt für mich keine Rolle.“ Ob Montagmorgen oder Freitagabend, das ist ihm egal. Er rechnet nicht mehr in Minuten, Stunden, Tagen, Jahren. „Macht nur depressiv.“ Iain lacht und greift zu seinem Pint, in dem nach einem langen Schluck Platz für einen weiteren halben Liter Bier ist. „Noch eins?“, fragt die Wirtin. Nur eine rhetorische Frage.

Dann will Iain rauchen. Er verlässt sein fensterloses Stammlokal, vor der Tür müssten Sonnenschein und frische Luft ihn daran erinnern, dass man auch anders leben kann. Dass ein Mann um die 50 nicht jeden Tag in einer ranzigen Bar beim Bier vergeuden muss. Aber Iain schaut auf das Viertel, in dem er seit Kindheitstagen wohnt, und winkt ab: „Wofür?“

Ein Junge, der hier geboren wird, stirbt schon mit 54 Jahren.

Draußen auf der Abercromby Street fängt am Montagmorgen keine neue Woche an. Hier geht täglich etwas zu Ende. Männer schleppen sich mit Krücken über die Straße. Selbst junge Kerle um die 30 kommen nicht ohne sie voran. Ein Mädchen um die 16 schiebt einen Kinderwagen, raucht und telefoniert. Eine Gruppe düster blickender Teenager in Trainingsanzügen zieht wortlos vorbei. Die Jungs gehen in einen Fastfood-Laden, der für ein Lunch-Special für Schüler wirbt: „Burger, Chips & Coke“ für zwei Pfund fünfzig. Ein Typ, dessen Alter man nicht schätzen kann, wirkt gehetzt. Er sieht aus wie ein Skelett, dem man eine alte Lederhaut überzogen hat. Sein Blick ist von unvorstellbarer Leere. Er trifft sich mit einem Mann und verschwindet in einem Hinterhof.

So ist das hier in Calton, Glasgow: Die Leute investieren das Geld, das ihnen der Staat gibt, in Drogen und Zigaretten, Alkohol und fettiges Essen. In diesem Viertel, gerade mal 15 Gehminuten von der anregenden City entfernt, fehlt es an fast allem. An Schönheit und Gesundheit. Lebenslust und Vernunft. In Calton hat kaum jemand Arbeit. Die meisten Familien sind zerklüftet von Scheidungen, Gewalt, Krankheiten und Todesfällen. Menschen, die eigentlich gesund sein sollten, sind krank oder werden es bald sein – und so kommt es, dass die Menschen hier früh sterben: Ein Junge, der heute hier geboren wird, hat eine Lebenserwartung von 54 Jahren.

Vor vier Jahren schlug dann die Weltgesundheitsorganisation WHO Alarm. Die Statistiker dort kennen solche niedrigen Lebenserwartungen sonst nur aus den ärmsten Staaten der Welt in Afrika oder Asien. Aus Ländern, wo Hunger und Bürgerkriege herrschen. Großbritannien jedoch ist ein Wohlfahrtsstaat. Nimmt man das Vereinigte Königreich als Ganzes, werden die Männer dort durchschnittlich 78 Jahre alt. In Calton jedoch sterben sie 24 Jahre früher.

Das Irrwitzige ist: Um im Durchschnitt über 80 zu werden, muss ein Mann nur sieben Meilen nordöstlich von Calton leben. 15 Minuten dauert die Zufahrt vom Glasgower Eastend aus, dann erreicht man den Vorort Lenzie – und es ist, als wäre der Besucher eines Freizeitparks von der Geisterbahn direkt in ein Miniatur-Wunderland spaziert: kleine Häuser mit gepflegten Vorgärten, eine Klinik für Alternativmedizin, ein Café mit Tee-Spezialitäten aus aller Welt. Auf dem sauberen Bürgersteig laufen drei Mädchen in Schuluniformen vorbei. Sie wollen zum Sportplatz, treffen zwei Polizisten. Die Mädchen grüßen, die Polizisten flirten, die Mädchen kichern. In Lenzie leben die Leute gerne und gut. Und die Lebenserwartung für Männer liegt bei 82, eine der höchsten in Großbritannien.

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jealiche Veröffentlichung exklusiv über www.sz-content.de



Warten auf den Tod – Männer wie Stevie haben es in Calton schwer, wenn sie alt werden wollen. Ihr Tag ist ausgefüllt mit Rauchen, Saufen, Drogen.
Foto: Andy Buchanan/AFP

Die WHO hat jetzt diese Zahlen über Calton und Lenzie veröffentlicht und damit ganz Großbritannien geschockt. Wie kann es sein, dass auf so engem Raum eine so dramatische Kluft entsteht? Dass man in einem westeuropäischen Wohlfahrtsstaat ein Stadtviertel findet, in dem die Männer jünger sterben als im Sudan oder in Kambodscha? Wer es nicht besser weiß, könnte vermuten, eine Naturkatastrophe sei über das Viertel und seine 4000 Bewohner hereingebrochen. „Nein, nein, die Katastrophe holen sich die Leute schon selbst ins Haus“, sagt Maggie Graham, die im Ärztezentrum in der Abercromby Street an der Rezeption arbeitet. Es gibt viel zu tun, in dem hässlichen Zweckbau ist mehr los als in jeder anderen Ecke Caltons. Am Schwarzen Brett hängen Infos über den „Stop Smoking Service“ oder eine Liste mit Dingen, auf die schwangere Frauen unbedingt verzichten sollten. „Was wir hier machen, ist Basisarbeit“, sagt Maggie. Einige seien tatsächlich überrascht, wenn sie hörten, was Alkohol mit Gehirnen anstellt oder eine Zigarette mit dem Embryo.

Nun gibt es Menschen mit ungesundem Lebenswandel auch in anderen britischen Städten. Wenn eine Nation stolz auf ihr Bier und ihre Fish & Chips ist, muss man sich darüber nicht wundern. Doch nirgendwo ufer das Problem dermaßen aus wie im Osten von Glasgow. Nirgendwo sonst konzentriert es sich so dramatisch wie in dieser alten Industriehochburg, die sich heute als Kulturstadt versteht. Um zu erfahren, wie es dazu kommen konnte, führt der Weg an das andere Ende der Stadt, ins Westend, Heimat der Shops, Museen und Behörden. Das „Glasgow Centre For Population Health“, kurz GCPH, arbeitet daran, den „Glasgow Effect“ zu verstehen. So nennen Politiker das Phänomen der dramatisch geringen Lebenserwartung in Teilen eines Landes, das seinen Bürgern genug Sozialhilfe gibt, um nicht nur zu überleben, sondern auch für sich und die Familie Sorge zu tragen.

Dass genau dies in Vierteln wie Calton nicht geschieht, macht auch David Walsh ratlos. Der drahtige Sozialarbeiter fahndet im GCPH nach Gründen, doch er ist noch nicht viel schlauer geworden. „Wir hatten uns Argumente zurechtgelegt. Zum Beispiel den Niedergang der großen Industrie, die Glasgow jahrelang Arbeit gab.“ Doch dann verglich Walsh den Osten Glasgows mit Regionen, die vor ähnlichen Problemen standen. Mit Ballungsräumen in Polen und Tschechien, wo ebenfalls die Fabriken schlossen. Walsh: „Die Perspektivlosigkeit dort ist die gleiche, das Gesundheitssystem sogar schlechter. Und doch sind die Menschen dort gesünder und leben länger.“

Als das GCPH diese Ergebnisse veröffentlichte, ging in Schottland die Angst um: Ist das kurze Leben genetisch bedingt? Ist es das Schicksal der Schotten, eher zu sterben? Walsh widerspricht: „Ausgewanderte Schotten leben in ihrer neuen Heimat so lange wie Einheimische. Ziehen dagegen Immigranten ins Eastend, sterben auch sie früher.“ Klingt, als müsste Walsh, der die Aufgabe hat, Glasgows Bevölkerung gesünder zu machen, üble Laune haben. Doch er ist Optimist: „Wir können etwas bewegen, wenn wir die Leute erreichen.“

Als Alan Sinclair diese Botschaften hört, lacht er laut. Er gießt sich in seinem Lieblingscafé mitten in der City Tee nach und beugt sich angriffslustig nach vorne. „Sehen Sie dieses Rosinenbrötchen?“, fragt der Sozialwissenschaftler. „In jeder Großstadt gibt es schwarze Schafe. Wie diese Rosinen hier. In einigen Vierteln Glasgows jedoch sind die Rosinen die letzten paar Vernünftigen. Und um sie herum?“ Er beißt ins Brötchen und sagt schmatzend: „Eine Sphäre der Unvernunft.“ Alan Sinclair arbeitet für die Organisation Work Foundation, und auch

er möchte etwas verändern. Er liebt Schottland, liebt Glasgow. Doch er hat die Schnauze voll. „Wer sagt, das Problem sei lösbar, indem man Sozialprogramme anzettelt oder neue Häuser baut, lügt sich in die eigene Tasche. Die Wunde ist tief, da helfen keine Pflaster.“

Dann erzählt Sinclair seine Geschichten. Die von Sally, 18. Ohne Plan, Job und Freund – aber mit Baby. Sinclair: „Zu sagen, sie behandelt ihr Kind wie ein Stück Holz, ist noch vorsichtig ausgedrückt.“ Oder die von Sean, 40. Als junger Mann ein Arbeiter in den Docks am River Clyde. Nun seit 20 Jahren nicht nur arbeitslos, sondern, so Sinclair, „nutzlos“. Nicht, weil er viel trinkt – das kann man ja noch hinbiegen. „Dieser Mann beherrscht aber nicht ansatzweise das, was jemand können muss, wenn er heute noch an der Gesellschaft teilhaben möchte.“ Zwei zusammenhängende Sätze formulieren, ohne zu fluchen? Ein Mindestmaß an Empathie oder strategischem Handeln? Fehlzanzeige.

Sinclair sucht nach Erklärungen für den Verfall: „Die Arbeiterviertel im Osten wurden immer von Männern geprägt. Von Säufnern und Raubeinen, die für ihre paar Pfund Wochenlohn ihren Buckel krumm machten und sich darauf eine Menge einbildeten.“ Schon dies war in seinen Augen keine gute Kultur. „Sie war chauvinistisch, trieb viele Frauen in die Depression. Aber der tägliche Broterwerb gab dem Zusammenleben ein Fundament.“ Die Werften und Fabriken machten bald dicht, aber der Stolz der alten Working Class blieb unverdünnt im Blut. Dann mischte sich die Gewissheit, nun nicht mehr gebraucht zu werden, wie ein Gift dazu. Sinclair: „Was macht ein Glaswegian, der sich etwas auf die Vergangenheit einbildet und die Gegenwart nicht versteht? Er sieht seine Zukunft darin, sich im Dauersuff aus dieser Welt zu verabschieden.“

Falscher Stolz vermengt mit Wehleidigkeit – ein fataler Wesenszug, der alles verhindert, was anderswo zu positivem Wandel führt. „Die Menschen in Vierteln wie Calton glauben tatsächlich, sie lebten in einer Gemeinschaft“, sagt Alan Sinclair kurz vor dem Aufbruch, „doch das Einzige, was sie gemein haben, ist, dass sie sich von der modernen Gesellschaft abgekoppelt haben.“

Warum haben so viele ja gesagt, als sie eine Nadel vor sich hatten?

Wer erfahren möchte, wie es sich in einer Gemeinschaft solcher Gespenster lebt, sollte eine Pub-Wirtin aufsuchen. Janey Godley leitete viele Jahre die „Calton Bar“ und weiß, warum in diesem Viertel die gegenseitige Kontrolle der Leute nicht funktioniert: „Hier stellt man keine Fragen. Stattdessen hält man Monologe.“ Janey hat den jammernden Männern und depressiven Frauen stundenlang zugehört und ihnen betäubenden Balsam ausgeschrieben: Bier, Wein, Whisky. Dabei hätte sie die alkoholischen Seelenröster am nötigsten gehabt, denn Janey ist ein typisches Kind aus dieser zerfallenden Welt. Ihr Onkel missbrauchte sie schon in jungen Jahren, ihr Vater war Trinker, ihre Mutter depressiv und wurde nach der Scheidung von ihrem neuen Liebhaber in den River Clyde geworfen. Und dann heiratete Janey auch noch den jüngsten Spross einer Gangsterdynastie. „Zu viel des Guten?“, fragt die lebhaft kleine Frau. „Fand ich auch. blieb nur ein Ausweg: Comedy.“ Seit 2001 schnattert sie nun auf Bühnen los. Redet ohne Punkt, ohne Komma, ohne Selbstschutz. „Confessional Comedy“ nennt sie das.

Humor als Form der Therapie. Einer ihrer Gags: Warum war Eva keine Schottin? Weil sie sonst den Apfel nicht gegessen, sondern zu Cider verarbeitet hätte.

Janey Godley hat den Sprung geschafft und lebt seit 1995 im Westend. Jetzt ist sie wieder mal in Calton und zeigt auf eine dürre Frau um die 60, die einen Buggy mit einem Kleinkind schiebt. „Ich wette, die Eltern des Kleinen sind tot. Überdosis. Oder Aids.“ Janey hat nie Heroin genommen, doch das Zeug, das man hier Smack nennt, hat ihr Leben bestimmt. „Die Droge kam in den Siebzigern hierher, und kaum einer widerstand. Weder meine Stammgäste noch meine Brüder und Cousins.“ Alle sind gestorben. „Bis auf Shorty“, fällt ihr ein, „seit mehr als 20 Jahren Junkie. Dass er noch lebt, ist mysteriös.“

Shorty hat bei Janey's erstem Theaterstück mitgespielt. Es hieß „The Point Of Yes“ und handelte von der Frage, warum in Calton die meisten ja und nur wenige nein gesagt haben, als sie das erste Mal eine Nadel vor sich hatten. Die Autorin hat lange darüber nachgedacht, eine Antwort fällt ihr trotzdem nicht leicht. „Es hat vielleicht etwas mit Träumen zu tun“, formuliert sie vorsichtig. „Mir war im Gegensatz zu den meisten hier klar, dass es ein Leben jenseits dieser Straßen gibt.“ Shorty spielte bei Janey einen Junkie, der ja sagt.

Es ist Abend geworden in Glasgow, und die Leute trinken nicht nur in Calton, sondern auch in einer Bar im Westend, wo sich Studenten und Musiker treffen. Glasgow besitzt eine phantastische Bandszene, Craig B spielt in einer Gruppe namens *The*

Unwinding Hours. Die Musik ist zart, die Texte sind es nicht. Es wird geflucht, gesoffen und gelitten. Er lebt seit fast 20 Jahren in Glasgow. Gewohnt hat er fast überall in der Stadt – nur noch nicht im Osten. „Nicht bei den Phantomen“, wie er sagt. Und doch ist er ein Kind dieser Stadt, in der ein Viertel einfach weggebrochen ist.

Craig trinkt italienisches Bier, drei Züge, dann ist die Flasche leer. „Meine Freundin kommt aus Finnland“, sagt er, „und die Finnen saufen auch. Auch die haben wenig Sonne. Aber die beherrschen die Sauferei, weil sie am Abend nicht vergessen, dass jeder Morgen einen neuen Tag bringt.“

Einer am Tisch gibt einen Toast. „Auf das Glück! Auf das Pech! Und auf das Nichts!“

JEMAND WARTET AUF DICH.

Es wird Zeit, dass sich die Wege kreuzen. PARSHIP und sueddeutsche.de bringen anspruchsvolle Menschen zusammen, die füreinander da sein wollen. Vertrauen auch Sie dem bewährten PARSHIP-Prinzip: Persönlichkeitstest machen, individuelle Partnervorschläge erhalten und den Partner finden, der wirklich passt.

Jetzt kostenlos testen: www.sz.de/partnersuche

sueddeutsche.de
mit PARSHIP.de